

## **Copyright Acknowledgment**

### **Publication Information**

Hösle, Vittorio. 2005. "Die Philosophie Und Ihre Literarischen Formen – Versuch Einer Taxonomie". Edited by Dieter Wandschneider. *Das Geistige Und Das Sinnliche in Der Kunst : Ästhetische Reflexion in Der Perspektive Des Deutschen Idealismus*, 41–55.

This publication is made available in our archive with grateful acknowledgment to the original publisher, who holds the copyright to this work. We extend our sincere appreciation.

The inclusion of this work in our digital archive serves educational and research purposes, supporting the broader academic community's access to the works of Vittorio Hösle.

### **Terms of Use**

Users are reminded that this material remains under copyright protection. Any reproduction, distribution, or commercial use requires explicit permission from the original copyright holder.

We are committed to respecting intellectual property rights and supporting the scholarly publishing ecosystem. If you are the copyright holder and have concerns about this archived material, please contact us immediately.

[obj-idealismus-heute.phil2@uni-bamberg.de](mailto:obj-idealismus-heute.phil2@uni-bamberg.de)

# Das Geistige und das Sinnliche in der Kunst

Ästhetische Reflexion  
in der Perspektive des Deutschen Idealismus

Herausgegeben von Dieter Wandschneider

Königshausen & Neumann

BH  
19  
G45  
2005

*Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek*

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2005

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Umschlag: Hummel / Lang, Würzburg

Covergrafik: Anne Kerzmann

Bindung: Buchbinderei Diehl + Co. GmbH, Wiesbaden

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 3-8260-3113-X

[www.koenigshausen-neumann.de](http://www.koenigshausen-neumann.de)

[www.buchhandel.de](http://www.buchhandel.de)

Vittorio Hösle  
(Notre Dame, USA)

## Die Philosophie und ihre literarischen Formen<sup>1</sup>

### – Versuch einer Taxonomie –

Eine der zentralen Ideen des objektiven Idealismus ist die der Komplementarität. Schellings entscheidender Vorstoß zu seiner eigenen, in Wahrheit eine viel ältere erneuernden Denkform bestand darin zu begreifen, daß eine vollständige Philosophie nicht nur die von Fichte entdeckte Konstruktion des Realen aus dem Idealen im Sinne des transzendentalen Idealismus, sondern auch die naturphilosophische Entwicklung des Idealen aus dem Realen umfassen müsse. Wie beide Ansätze konsistent gemacht werden können, hat freilich erst Hegel plausibel gemacht; und zwar indem er von der strikten Symmetrie beider abgegangen ist, den Bereich des Logischen ausgearbeitet hat und auf dieser Grundlage dem Geist einen Vorrang vor der Natur vindiziert hat. Wer nicht nur an einer historischen Rekonstruktion, sondern wie Dieter Wandschneider, der Philosoph, zu Ehren von dessen Emeritierung diese Tagung erfolgt, an einer sachlichen Wiederaneignung des Deutschen Idealismus interessiert ist, ist gut beraten, diesen Gedanken der Komplementarität auf neue Gebiete anzuwenden. Für die Zeit um 1800 war die moderne Naturwissenschaft zur stärksten Konkurrentin der Philosophie geworden, und Schellings und Hegels geniale Leistung bestand darin, in ihrem Konzept der Naturphilosophie diese Konkurrentin auf eine solche Weise in das Projekt eines erneuerten objektiven Idealismus zu integrieren, daß weder die Autonomie des philosophischen Denkens gefährdet noch die Resultate der neuen Wissenschaft ignoriert wurden. Das 19. Jahrhundert hat den Aufstieg der Sozialwissenschaften erlebt, die inzwischen in der öffentlichen Meinung der westlichen Industriegesellschaften zu einer noch bedrohlicheren Konkurrentin der Philosophie als die Naturwissenschaften geworden sind. Die richtige Antwort auf die neue Situation scheint mir, auf das Verhältnis von Moral und Politik angewendet, ganz analog zu sein: Politische Institutionen oder Strategien sind

---

<sup>1</sup> Ich danke Mark Roche und Manfred Wetzel für manche Diskussionen zu dem Thema, Manfred Wetzel zudem für das Vorbild, das sein Werk durch literarischen Formenreichtum nicht minder als durch systematische Kraft darstellt. Der erste Anstoß zur Beschäftigung mit dem Thema stammt von Carl-Friedrich Gethmann, der mir 1994 empfahl, meine Essener Hermeneutikvorlesung nach den literarischen Formen der Philosophie zu gliedern.

ebenso moralisch zu bewerten wie moralische Bewertungen in ihrer politischen (oder "kratischen") Funktion zu analysieren; beide Zugänge sind berechtigt, ja ergänzen einander – wenigstens solange anerkannt wird, daß die moralische Bewertung all unserer Akte, einschließlich der moralischen ebenso wie politischen Analysen, einen Primat genießt, der transzendentalphilosophisch leicht zu begründen ist.<sup>2</sup>

Neben die Natur- und die Sozialwissenschaften treten im 20. Jahrhundert die von der Philosophie emanzipierten Kunstwissenschaften als eigenständiger, thematisch wie methodisch unterschiedlicher Wissenschaftstypus. Auf sie bezogen muß Komplementarität folgendes bedeuten: Einerseits ist der Geltungsanspruch ästhetischer Urteile, ganz wie die Tradition zumal seit Kants "Kritik der Urteilskraft" gelehrt hat, philosophisch einzuholen und zu begründen. Andererseits kann die Philosophie selbst ästhetisch analysiert werden – denn philosophische Schriften sind literarische Werke, und als solche sind sie legitimes Objekt der Literaturtheorie, die selbst in einer allgemeinen Ästhetik grundgelegt ist. Ein gutes neueres Beispiel für ein derartiges Vorgehen in einem Teilbereich der Ästhetik, der Rhetorik,<sup>3</sup> ist etwa Peter Oesterreichs "Philosophie der Rhetorik",<sup>4</sup> das immer wieder auf kompetente Weise die rhetorischen Strategien philosophischer Texte diskutiert. Wiederum ist entscheidend, daß eine sinnvoll verstandene Komplementarität eine Priorität der Philosophie nicht leugnen sollte. Es ist die Philosophie, die die allgemeinen Prinzipien der Ästhetik liefert; und wenn eine literaturästhetische Abhandlung philosophische Texte, ggf. sogar einschließlich ihrer selbst, diskutiert, partizipiert sie, sofern sie ernstgenommen werden will, an der philosophischen Begründungsleistung. Es ist daher keine gute, sondern eine selbstzerstörerische Idee, wenn die literarische Analyse philosophischer Texte sich nicht einem allgemeinen transzendentalphilosophischen Programm einordnet, sondern sich als Alternative dazu geriert. Eine literarische, insbesondere rhetorische Analyse philosophischer Texte findet sich im übrigen schon in der klassischen griechischen Philosophie: Wenn Aristoteles am Ende seiner "Rhetorik" um Beifall bittet (1420 a8), impliziert er, daß sein eigener Traktat den rhetorischen Normen untersteht, die er philosophisch entworfen hat, und wir unterstellen Platon nicht zuviel, wenn wir ihm ein volles Bewußtsein davon zuschreiben, daß er im "Phaidros" die in eben diesem Dialog entwickelten rhetorischen Normen selbst kunstvoll angewandt hat. Platon ist allgemein das herausragende Beispiel dafür – dem in der Neuzeit am ehesten noch Hume nahekommt –, daß man

<sup>2</sup> Siehe meine näheren Ausführungen im kürzesten, aber theoretisch entscheidenden zweiten Kapitel meines Buches "Moral und Politik" (München 1997).

<sup>3</sup> Ich bin mir durchaus bewußt, daß die Rhetorik nicht nach allen Theorien – etwa nach derjenigen Croces – zur Ästhetik zu rechnen ist. Aber sosehr Croce recht damit hat, daß das schwer zu fassende "Poetische" sich dem Rhetorischen weitgehend entzieht, so ist doch das "Poetische" – das nicht nur vom Literarisch-Schönen, sondern auch vom Lyrischen scharf zu unterscheiden ist – selber nur ein kleiner Gegenstandsbereich der Ästhetik, wenn auch zugegebenermaßen ein besonders reizvoller.

<sup>4</sup> Bamberg 2003.

zugleich philosophisch und literarisch erstklassige Produkte hervorbringen kann, auch wenn das sicher nicht die Regel ist. Bei Schopenhauer, Kierkegaard und Nietzsche etwa gehen Qualität des Stils und Innovativität in der literarischen Form auf Kosten der argumentativen Substanz, aber das ist, wie gesagt, keineswegs notwendig der Fall, wenn auch eine literarisch-philosophische Doppelbegabung nicht häufig ist.

Eine zu einer philosophischen Theorie der Literatur komplementäre Literaturtheorie philosophischer Texte liegt als umfassendes Werk noch gar nicht vor.<sup>5</sup> Allerdings sind gewisse Fragen, die in ein solches Werk gehören, – nicht immer allgemein, aber doch für einzelne philosophische Klassiker – schon öfter behandelt worden. Ich verweise etwa auf das für die ästhetische Kommunikation charakteristische Verhältnis von direkter und indirekter Mitteilung, also von Offenlegung, Andeutung und Verstecken, im philosophischen Werk; auf Fragen der Architektonik, bei denen sich logische und ästhetische Kriterien auf faszinierende Weise verschränken; auf die "Schönheit", die nicht nur einem System, sondern sogar einem einzelnen Argument zugesprochen werden kann; auf den Stil, und d.h. unter anderem, aber nicht nur, die Verwendung von Stilmitteln, insbesondere die Funktion von rhetorischen Figuren, und darunter zumal von Metaphern und Gleichnissen, im philosophischen Gedankengang;<sup>6</sup> und natürlich auf produktions- und rezeptionsästhetische Fragen. Bedeutsam für eine solche Theorie ist gewiß, welche Antwort auf die erste und zentrale Frage der Ästhetik gegeben wird: Warum ästhetisch sein? Von der Art der Antwort hängt nämlich das meiste andere ab.

Da es mir hier nicht um die allgemeine Ästhetik geht, habe ich keine Gelegenheit, dieser ersten Frage gründlich nachzugehen.<sup>7</sup> Ich begnüge mich mit der Versicherung, daß eine befriedigende Antwort das Ästhetische sowohl mit der Idee des Wahren als auch mit derjenigen des Guten in Beziehung setzen muß, freilich nicht mit ihnen identifizieren darf. Das Ästhetische soll unsere Erkenntnis erweitern, indem es begriffliche Einsicht mit solcher, der ein zusätzliches Moment eignet – das kann die Anschauung, das können Emotionen sein –, auf harmonische Weise in Verbindung bringt; es hat insofern ohne Zweifel auch eine kognitive Aufgabe. Da aber die letzten Einsichten moralischer Natur sind, kann sich das Ästhetische nicht grundsätzlich der moralischen Dimension entziehen, sosehr ein vorübergehender Immoralismus der Kunst dann berechtigt ist, wenn er unsere Wahrnehmungsfähigkeit erweitert. Ja, nicht nur um den kognitiven Gehalt des Moralischen geht es in der Kunst; die Verbindung intellektueller wie emotionaler Komponenten ist, noch unabhängig von den Inhalten, selbst moralisch relevant, weil sie einerseits den einzelnen Menschen in anderer Weise zum Handeln motiviert als abstrakte Argumente, weil sie andererseits ebendeswegen

<sup>5</sup> Einen nützlichen Einstieg in die Thematik bietet: Literarische Formen der Philosophie, hg. von G. Gabriel und Chr. Schildknecht, Stuttgart 1990.

<sup>6</sup> Vgl. etwa G. Gabriel, Logik und Rhetorik der Erkenntnis, Paderborn 1997.

<sup>7</sup> Vgl. dazu das bewundernswerte, stark von Schiller beeinflusste Buch von M. Roche: Die Moral der Kunst, München 2002.

eine umfassendere Intersubjektivität zu stiften vermag. Doch ist die Ausführung dieser Gedanken – aus denen sich m.E. auch eine interessante Typologie möglicher, freilich oft auch einseitiger Ästhetiken ergäbe, von denen die einen die kognitive, die andere die moralische Funktion der Kunst auf Kosten der anderen hervorheben – nicht mein gegenwärtiges Thema. Mir geht es vielmehr um eine Teilfrage der Ästhetik der Philosophie, nämlich um eine Taxonomie der literarischen Formen, in denen sich die Philosophie darstellen kann. Zunächst will ich ganz knapp einiges Allgemeine zu dem Projekt sagen (I), alsdann eine konkrete Taxonomie vorschlagen (II).

## I.

Der Einwand liegt nahe, die Suche nach literarischen Gattungen sei seit Croce in der Ästhetik und seitdem von der Literaturwissenschaft selbst weitgehend aufgegeben worden, so daß es anachronistisch sei, sich um etwas Analoges in der Philosophieästhetik zu bemühen.<sup>8</sup> Darauf ist zu erwidern, daß jene Ablehnung teils auf schlechten philosophischen Argumenten beruhte, wie etwa einem grundsätzlichen Nominalismus, den eine reflektiertere Philosophie gerade nicht mitmachen wird; teils von richtigen Einsichten ausging, wie der Existenz von Zwischenformen und der Transzendierung von Gattungsgrenzen und -normen in der Literaturgeschichte, was freilich nur gegen eine starre, nicht gegen eine differenzierte und flexible Gattungstheorie spricht. (Analog hat ja auch in der modernen Biologie die Evolutionstheorie die Systematik modifiziert, aber keineswegs beseitigt.) Erkennt man, daß man mehr Gattungen braucht, als bisher angenommen, sollte man eine Gattungstheorie erweitern, nicht sich von ihr verabschieden; und wer auf die Bedeutung des Bruches von Gattungsnormen verweist, sollte nicht vergessen, daß der Bruch als solcher nur wahrgenommen werden kann, also eine kognitive Funktion hat, solange jene Normen noch geläufig sind. Frei nach Heine: Wenn sie uns die Normen rauben, hat der Normenbruch auch ein Ende. Wichtiger ist freilich der Einwand, die alten Einteilungen der literarischen Formen seien nicht aus der Erfahrung geschöpft worden. Doch ist dies ein Einwand nur für Begriffsempiristen; nicht für diejenigen, die der Ansicht sind, das apriorische Moment in der Begriffsbildung sei nicht nur nichts Negatives, sondern gerade das, was Begriffseinteilungen auszeichne und adle. Kurz: Die Suche nach einer Einteilung literarischer ebenso wie philosophischer Gattungen ist legitim, ihre Legitimität freilich hängt an der Plausibilität des generierenden Begriffs oder besser: der generierenden Begriffe. Denn es ist nicht gesagt, daß die Einteilung eindimensional sein muß; es könnte sehr wohl mehrere Gruppen

---

<sup>8</sup> Ein neuer Sammelband zur Gattungstheorie hat den symptomatischen Titel: *L'éclatement des genres au XXe siècle*, hg. von M.Dambre und M.Gosselin-Noat, Paris 2001. Zum Thema vgl. auch die kluge Verteidigung der Genretheorie bei A.Fowler, *Kinds of Literature*, Cambridge, Mass. 1982 und den die wichtigsten Texte der Debatte enthaltenden Sammelband: *Modern genre theory*, hg. von D.Duff, Harlow/New York 2000.

von Grundkategorien geben, die zumindest auf der konkreten Ebene der Philosophieästhetik voneinander unabhängig sind, vielleicht sogar orthogonal zueinander stehen. Ja, es mag Verschränkungen einzelner Formen geben, wie etwa den Kommentar als Dialog oder kritische Gegenaphorismen zu einer gegebenen Aphorismensammlung. Eine weitere Schwierigkeit der Einteilung besteht ferner darin, daß es zwar spezifisch philosophische literarische Formen gibt, daß aber die Philosophie auch gerne auf eigentlich literarische Formen zurückgreift, wie etwa die Lyrik und den Roman, und sie mit philosophischem Gehalt füllt.

Was sind die entscheidenden Grundkategorien, von denen eine Einteilung ausgehen muß? Mit dem Hegel der Realphilosophie über denjenigen der Logik hinausgehend, habe ich anderswo<sup>9</sup> die These verteidigt, die entscheidenden Kategorien der Philosophie seien *Objektivität, Subjektivität und Intersubjektivität*. Ihre Ausprägung in der klassischen, zwar zu konkretisierenden, aber keinesfalls aufzugebenden, Trias Epik – Lyrik – Drama liegt auf der Hand, und es scheint eine plausible Vermutung, daß Analoges auch für die literarischen Formen der Philosophie gelten muß. Eine erste Bestätigung jener Vermutung ergibt sich aus folgendem Gedanken: Jedes philosophische Werk stammt von einem Autor, behandelt einen Gegenstand und wendet sich an Leser; es hat also notwendig ein Subjekt als Autor, ein Objekt als Thema und eine intersubjektive Dimension in der Rezeption. Je nach der Fokussierung der Darstellung auf einen dieser drei Faktoren ergeben sich unterschiedliche Genres. Ich werde diesen Gedanken bald im einzelnen durchdeklinieren. Vorher jedoch geht es mir um eine zweite kategoriale Achse, wie man sagen könnte, die allerdings vielleicht nur die Ebene der Objektivität ausdifferenziert.

Was die Philosophie von den Wissenschaften, aber auch von den Künsten unterscheidet, ist ihr *Ganzheitsanspruch*, der zu ihrem Begriff auch dann wesensnotwendig dazugehört, wenn man festzustellen hat, daß die gegenwärtige Philosophie sich von jenem Anspruch weit entfernt hat, an ihm gemessen vielleicht sogar zur Karikatur verkümmert ist. Das System ist daher wenigstens die regulative Idee einer jeden philosophischen Produktion, die sich selbst nicht mißversteht. Gleichzeitig ist das System ein so komplexes Ziel, daß natürlich nur die wenigsten Werke der Philosophie Systeme sein können. Einerseits die Endlichkeit des Produzenten führt dazu, daß nur wenige Philosophen die Kraft zur Form des Systems haben, ja daß sie – selbst wo sie sie haben – es für sinnvoller halten, einen Teilbereich kompetent und innovativ zu behandeln, statt noch ein weiteres System vorzulegen. Andererseits mag die Rücksicht auf das Publikum ein Grund sein, warum jemand vom Abfassen eines Systems absieht: Eine Aphorismensammlung ist zwar oft genug, etwa bei Nietzsche, ein Indiz dafür, daß der Autor ein kohärentes Ganzes nicht vorzulegen vermag; doch ist dies nicht begriffsnotwendig der Fall – er mag durchaus über ein System verfügen (man denke an die Jenaer und Berliner Aphorismen Hegels, die allerdings erst postum veröffentlicht wurden). Aus beidem ergibt sich, daß das System nicht die einzi-

---

<sup>9</sup> Hegels System, 2 Bde., Hamburg 1987.



ge, ja nicht einmal die normale Form der Philosophie ist, auch wenn sie sicher einen besonderen Rang besitzt. Ihr kann man paradigmatisch den Aphorismus entgegensetzen, der, was seine Ausdehnung betrifft, am anderen Ende des Spektrums steht.

## II.

Versucht man, aufgrund der genannten Einteilungskriterien die enorme Fülle an literarischen Formen zu ordnen, deren sich die Philosophie in ihrer mehr als zweieinhalbtausendjährigen Geschichte bedient hat, scheint folgende Gliederung plausibel.

1. Erstens möchte ich von *Formen der Objektivität* sprechen, in denen das eigentliche Anliegen die Schilderung des Ganzen der Wirklichkeit ist. Περὶ φύσεως oder "De rerum natura" sind die symptomatischen Titel derartiger Werke, die ihrer eigentlichen Natur nach episch sind. Sie bedienen sich in einer frühen Phase der Philosophie sogar einer epischen Unterform, des Lehrgedichts, dessen gleichförmiger Rhythmus und dessen formelhafte Sprache die Strukturen der Wirklichkeit spiegeln, so wie sie das Lehrgedicht entdeckt zu haben glaubt und zu besingen sich anschickt.<sup>10</sup>

a.) Das weltumfassende *Lehrgedicht* ist der erste Vorläufer des *Systems*, das sich von ihm freilich durch verschiedene Wandlungen unterscheidet. Wichtig ist zunächst der Wechsel zur Prosa. In Wahrheit sind in der griechischen Philosophie die ersten philosophischen Texte – etwa Anaximanders und Anaximenes' – prosaisch gewesen, aber Parmenides', Empedokles' und Lukrez' Lehrgedichte gehören natürlich trotzdem in die Anfangszeit der entsprechenden Nationalphilosophien, und aus Spätzeiten sind Lehrgedichte kaum bekannt, es sei denn regionale aus dem Gebiet der Ästhetik, wie die Poetiken Horaz' und Boileaus, bei denen der besondere Reiz darin besteht, daß sie selbst vorführen, wie man die Normen befolgen soll, die sie lehren. Die Prosa erlaubt größere Individualität im Stil als etwa der Hexameter, in dem bestimmte Wörter gar nicht vorkommen können, und ist daher für innovative Gedankenexperimente sicher das angemessenere Medium. Die Formelhaftigkeit der Sprache des Lehrgedichts, die an die des Epos anknüpft, erleichtert zwar jene Anschaulichkeit, von der sich die Philosophie nicht ohne großen Schaden lösen kann, ist aber auch verantwortlich für sachliche Widersprüche, vor denen sich zu hüten an sich das erste Gebot aller Philosophie ist – ich erinnere an das bekannte Xenophanesfragment, es gebe einen einzigen Gott, er sei unter den Göttern und Menschen der größte (DK 21 B 23, V. 1). Ähnlich ist die Anrufung der Venus am Anfang des Lukrezischen Werkes, sicher des bedeutendsten Exempels des Genres, zwar durch die Traditi-

<sup>10</sup> Zum mittelalterlichen Lehrgedicht siehe Th. Haye, *Das lateinische Lehrgedicht im Mittelalter: Analyse einer Gattung*, New York 1997.

on vorgegeben, aber nicht ohne weiteres plausibel bei einem Epikureer, der nicht daran glaubt, daß die Götter einen Einfluß auf das Menschenleben haben. In dieser Verwurzelung in Traditionen, oft vorphilosophisch-literarischer Natur, liegt freilich auch ein eigentümlicher Reiz des Lehrgedichtes, und man kann zudem nicht bestreiten, daß der begabte Autor mannigfache Möglichkeiten der Variation der vorgegebenen Formen und Mythenbestandteile hat – wie Parmenides im Prooimion seines Lehrgedichtes an die Tradition anknüpft, um eine der gewaltigsten ontologischen Revolutionen und Erkenntnisbrüche in der Geschichte der Philosophie zu legitimieren, ist atemberaubend.

Der zweite Unterschied zwischen Lehrgedicht und System besteht in der Herleitungsstruktur, die die einzelnen Aussagen verbindet. Zwar ist die Macht der Logik erstmals in einem Lehrgedicht entdeckt und besungen worden, aber der problematische, immer noch umstrittene Zusammenhang zwischen dem ersten und dem zweiten Teil des Werkes des Parmenides zeigt, daß von einer strengen Herleitung seiner Weltdeutung aus den ersten Prinzipien nicht die Rede sein kann. Beweise sind schwierig, und auch wenn sie so lückenhaft, teilweise ungültig sind wie bei Spinoza, liegt es auf der Hand, daß ein Werk wie die „Ethica“ kaum in Hexametern abgefaßt werden könnte – zuviel an Begründungsleistung müßte geopfert werden. Der Anspruch, teilweise auch die objektive Erbringung der Begründung unterscheidet das moderne System auch von der mittelalterlichen Summa, die sich nur selten zur Autonomie der Vernunft erhebt und der Diskussion von Autoritäten einen beträchtlichen Teil ihrer Aufmerksamkeit widmet.

Der dritte Unterschied betrifft das generierende Prinzip ausgearbeiteter Systeme, wie sie nur die Neuzeit hervorgebracht hat. Ein solches Prinzip kann schwerlich etwas anderes sein als die Subjektivität oder die Intersubjektivität, und als solches weist es über die Welt des Epos und des Lehrgedichts hinaus. Hegels System, das auch literarisch bedeutendste aller Zeiten, trägt den bezeichnenden Titel „Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften“, nicht „Über die Natur“/„Über das Sein“. Nicht die einzelnen Seinssphären, die Wissenschaften jener Seinssphären will Hegel dem Titel nach begründen, darin – trotz der objektiv-idealistischen Wendung – durchaus Erbe des Programms der Kantischen Kritiken und der Fichteschen Wissenschaftslehre. Eine interessante Zwischenstufe zwischen dem ontologisch und dem erkenntnistheoretisch ausgerichteten System ist Origenes' *Περὶ ἀρχῶν*, dessen Titel vermutlich bewußt ambivalent zwischen dem Metaphysischen und dem Erkenntnistheoretischen schwankt.

Und dennoch ist auch das moderne System, nicht weniger als seine Stiefschwester, die alphabetisch geordnete Enzyklopädie, eine Form der Objektivität – mag auch das Prinzip Subjektivität es generieren, mag es eine Entfaltung des transzendentalen Gedankens sein, ist doch die besondere Subjektivität des Autors in ihm nicht thematisch, wie Kierkegaard durchaus richtig erkannt hat, dessen Werk in der Fülle seiner subjektiven Formen zwar nur selten inhaltlich, aber doch philosophieästhetisch einen beachtlichen Fortschritt über die Systemphilosophie Hegels und der Hegelianer hinaus darstellt. Denn selbst der genaue-

sten Lektüre verrät die "Enzyklopädie" nur sehr wenig über die Persönlichkeit Hegels.

b.) Die Individualität beginnt innerhalb der Formen der Objektivität paradoxerweise dort hervorzutreten, wo zwar noch der Blick auf die Wirklichkeit dominierend ist, der Anspruch auf Vollständigkeit aber aufgegeben wird – denn der Akt der Selektion ist notwendig subjektiv. Man mag daher unmittelbar hinter Lehrgedicht bzw. System jene Formen der Objektivität einordnen, die Teile der Wirklichkeit behandeln. Der *Traktat* unterscheidet sich vom System dadurch, daß er in der Regel nur einen Bereich des Seins erörtert, dies aber recht erschöpfend tut – Humes "Treatise of Human Nature" kommt dabei einem System am nächsten, während etwa Lockes "Essay Concerning Human Understanding" thematisch eingeschränkter ist. Natürlich ist die Taxonomie nicht an die Selbstbezeichnung eines Werkes gebunden; Lockes "Essay" gehört trotz des gleichen Namens und einer verknüpfenden Tradition einer anderen literarischen Form an als Montaignes "Essais". Thematisch enger als der Traktat ist das, was man eine *Abhandlung* nennen könnte; dazu rechne ich die mittelalterlichen quaestiones ebenso wie die Enquiries der Neuzeit. Manchmal werden bestimmte Themen so oft behandelt, daß sich ein eigenes Subgenre der Abhandlung bildet; ich nenne etwa den Fürstenspiegel, zu dem formal auch Machiavellis "Principe" gehört. Der *Aufsatz* ist noch pointierter als die Abhandlung, gleichsam das Pendant der Kurzgeschichte innerhalb der literarischen Formen der Philosophie, so wie vielleicht die Abhandlung der Novelle, der Traktat dem Roman entspricht. Daher werden gerne mehrere Aufsätze zusammen veröffentlicht – in der *Aufsatzsammlung*, die dann interessanter ist, wenn ein impliziter roter Faden die einzelnen Aufsätze verknüpft. Die literarische Leistung liegt dann darin, daß die einzelnen Aufsätze zwar thematisch selbständig sind, aber doch aufeinander verweisen, vielleicht einander entsprechen, ja spiegeln; das berühmte Quartett über die vier philosophischen Stimmungen in Humes "Essays" kommt einem in den Sinn. In Zeiten, die ein geringes Bewußtsein von geschichtlichem Wandel, kollektivem wie individuellem, haben, sind Aufsatzsammlungen oder Sammlungen von Abhandlungen sogar zu dem avanciert, was ich *Schein-Traktate* nennen möchte. Dazu gehören zahlreiche Pragmatien des Aristoteles, die in Wahrheit nach Sachgesichtspunkten geordnete und flüchtig, ohne ein klares Bewußtsein von entwicklungsbedingten Änderungen, revidierte Aufsatzsammlungen sind – genauer: Sammlungen einzelner Vorlesungen.

c.) Den Übergang zu den subjektiven Formen bildet sicher der *Essay* in der von Montaigne begründeten und unübertroffen ausgearbeiteten Gestalt.<sup>11</sup> Auch in ihm geht es äußerlich wie in Abhandlung und Aufsatz um eine einzelne Sachfrage; in Wahrheit ist aber die Art ihrer Behandlung das, worauf es ankommt. Damit meine ich nicht primär den Stil, der ja auch bei den anderen Formen von Bedeutung ist – Hume ist als Stilist Montaigne nicht unterlegen, auch wenn seine "Essays" nur selten Essays nach Art Montaignes sind. Nein, das, worauf es bei

---

<sup>11</sup> Dazu siehe das klassische Werk von H. Friedrich, Montaigne, Bern 1949.

Montaigne ankommt – paradigmatisch in seinem längsten Essay, der „Apologie de Raymond Sebond“ – ist der Verweis auf eigene Erfahrungen, das lässige Schweifen der Assoziationen, die kunstvolle Verknüpfung unterschiedlicher Themen, ja, die überraschende Volte: Für eine so radikale Kritik am religionsphilosophischen Rationalismus, wie sie die „Apologie“ bietet, ist der Titel denkbar provokatorisch gewählt, im Sinne einer hochmütigen Herablassung. Zwar geht es bei Montaigne anders als in Kierkegaards „Papirer“ noch um objektive Themen, aber sie sind im Laufe der „Essais“ immer mehr ein Vorwand, die Persönlichkeit Montaignes zu offenbaren. In aphoristischer Verkürzung führen etwa Adornos „Minima Moralia“ diese Tendenz weiter. Im *Aphorismus* den Umschlag zu den Formen der Subjektivität zu erkennen, liegt sicher nahe. Seine Kürze macht ihn zum Gegenpol von Lehrgedicht und System. Allerdings ist ein Aphorismus philosophischer Natur nur dann, wenn sich auch in ihm bei aller Kürze ein Zugriff auf das Ganze erkennen läßt, wenn seine Prägnanz bedeutet, daß er gleichsam trüchtig von Totalität ist, wenn das Überraschende, ja Paradoxe, das zum Aphorismus dazugehört, Sinn gibt vor dem Hintergrund eines Perspektivenwechsels, der seiner Natur nach aufs Ganze geht und dem Leser mittels des Aphorismus zugemutet wird. Noch mehr als der Essay kann der Aphorismus daher nicht einzeln, sondern nur im Rahmen einer Sammlung publiziert werden, die jenen Perspektivenwechsel einzuüben vermag, so wie es die mittleren Werke Nietzsches, die m.E. literarisch wie philosophisch seine besten sind, exemplarisch vorführen.<sup>12</sup>

2. Den Formen der Subjektivität gemeinsam ist die ausdrückliche Thematisierung des produzierenden Subjektes. Nicht die Wirklichkeit, die Selbstbesinnung des Subjektes auf sich ist der Gegenstand dieser Formen. Der Natur der Antithesis entspricht es, daß diese Formen besonders mannigfach sind. Am sinnvollsten scheint mir die folgende Gruppierung.

a.) Unmittelbar an die Aphorismensammlung knüpft das *Notizbuch* an, das ein Philosoph führt. Projekte, plötzliche Einsichten, polemische Bemerkungen zu Gegnern, Skizzen eines noch auszuarbeitenden Gedankens haben in solchen „Sudelbüchern“ oder „Brouillons“ ihren Platz – auch wenn unter derartigen Titeln häufig stilistisch ausgefeilte Werke veröffentlicht werden. Was solche Notizen von Aphorismen unterscheidet, ist, daß sie nicht auf die Publikation hin angelegt sind – wenigstens so tun, als ob sie es nicht wären – und sich daher der Autor ungeniert geben kann, Gedanken auszuloten wagt, die sich später als unfruchtbar oder gar unsinnig herausstellen, neben dem Thema stets auch die eigene Fähigkeit oder die eigene Lust mitbedenkt, jenes Thema auszuarbeiten. Ihre Bedeutung für die entwicklungsgeschichtliche Rekonstruktion eines Denkens ist enorm; in ihnen sieht man gleichsam den Denker in der eigenen Werkstatt, das

---

<sup>12</sup> Ein neueres, allerdings sprachlich wie zeitlich eng begrenztes, Werk zum Aphorismus ist: W. Helmich, *Der moderne französische Aphorismus: Innovation und Gattungsreflexion*, Tübingen 1991.

System in der Genese. Analoges gilt für die handschriftlichen Bemerkungen eines Philosophen zu Werken anderer oder auch zu eigenen Werken, die die sich oft wandelnde Selbstinterpretation zu rekonstruieren gestatten.

b.) Dies freilich gilt *an sich*, in der Regel nicht *für* den Philosophen, und die Reflexion auf die eigene Tätigkeit geschieht beiläufig. Eine Systematisierung der Selbstreflexion geschieht im *Tagebuch*, in dem der eigene Bewußtseinsstrom gleichsam selektiv aufgezeichnet und analysiert wird – und zwar geht es in einem philosophischen Tagebuch zentral um die philosophischen Gedanken, die in jenem Bewußtseinsstrom emergieren, *und* um deren oft sehr unphilosophische Ursachen und Stimulantien. Es ist der Zusammenhang beider, der eigentlich das Prädikat des Interessanten verdient. Gleichzeitig mag ein Philosoph auch das Tagebuch eines anderen fingieren, um auf diese Weise in dessen Bewußtseinszustand in eine Weise einzudringen, die ihm sonst verschlossen wäre. Das ist, wie in Kierkegaards "Enten-Eller" und in seinen "Stadier paa livets vei", eine philosophische Leistung auch dann, wenn der fiktive Autor des Tagebuches kein Philosoph, sondern etwa ein Verführer ist; denn den anderen von innen zu sehen ist wahrlich nicht einfach. Es ist sogar eine Leistung, die im Grunde schon aus den Formen der Subjektivität hinausweist und zu denen der Intersubjektivität überleitet. Diese ist allerdings nur in der erfinderischen Leistung des Autors präsent, nicht selbst Thema des Werkes, und deswegen habe ich mich dafür entschieden, auch das *fiktive Tagebuch* unter die Formen der Subjektivität einzuordnen. Aus dem Gesagten folgt, daß die geistige Leistung größer ist, wenn der fiktive Autor des Tagebuches nicht, wie in den "Stadier", dem realen Autor zum Verwechseln ähnlich sieht – das ist einer der Gründe, warum "Enten-Eller" besser ist als das Folgewerk. Kierkegaard hat es wirklich geschafft, sich in jemanden hineinzusetzen, der sich nicht nur wie er enorm verstellen kann, sondern auch eine erotische Energie besitzt, die seinem Autor konstitutionell versagt war und den Mangel an welcher er literarisch zu kompensieren suchte.

Eine mittelalterliche Vorform des Tagebuches ist die *Meditation*, das konzentrierte Nachdenken in der Gegenwart Gottes u.a. über für das eigene Seelenheil relevante Tatbestände, wie sie sich etwa bei Anselm von Canterbury findet. Es ist kein Zufall, daß das Manifest der neuzeitlichen Philosophie, dessen literarische Qualität der philosophischen nicht nachsteht, sich dieser mittelalterlichen Form bedient: Sie ist die dem Inhalt, der Begründung der Welt aus dem ego, und ihrer theologischen Überhöhung angemessene Form, auch wenn sie von der partikularen Subjektivität, in der Montaigne, aber nicht der Descartes der "Meditationes de prima philosophia" schwelgt, vollständig abstrahiert. Noch mehr als Husserls "Cartesischen Meditationen" eignet paradoxerweise Wittgensteins "Philosophischen Untersuchungen" eine meditative Form, als hier das philosophierende Ich sich selbst verdoppelt und in explizitem Gespräch mit sich selbst seinen Fragen nachgeht.

c.) Ohne Zweifel ist die synthetische unter den Formen der Subjektivität die *philosophische Autobiographie*.<sup>13</sup> Denn hier geht es darum, gleichsam einen objektiven Blick auf die eigene Subjektivität zu werfen, das Wesentliche an ihr herauszuarbeiten – u.a. die eigenen philosophischen Leistungen –, eine Entwicklung in ihr zu rekonstruieren. Das erste und wohl großartigste Beispiel dafür sind bekanntlich Augustins „Confessiones“, die allerdings nicht nur eine Selbstanalyse darstellen, sondern, zumal in den letzten vier Büchern, sich immer wieder der Form der Meditation nähern. Einen ausgezeichneten Platz würde ich ferner Vicos „Vita di Giambattista Vico scritta da se medesimo“ zuschreiben, da hier das geschichtsphilosophische Programm der „Scienza nuova“ auf die Rekonstruktion des eigenen Lebens angewandt wird. Idealtypisch wird man unterscheiden zwischen jenen philosophischen Autobiographien, in denen, wie bei Rousseau, ein obsessives Interesse am eigenen Ich waltet, und solchen, wie in Humes „Nachruf“ auf sich selbst, in denen der Autobiograph ein detachierter, wenn nicht gar ironischer Beobachter seiner selbst ist. Es ist diese Fähigkeit, sich zu sich selbst wie zu einem anderen zu verhalten, die die reale Intersubjektivität ebenso wie die literarischen Formen der Intersubjektivität konstituiert.

3. In den Formen der Intersubjektivität ist der andere ausdrückliches Thema. Sie lassen sich am sinnvollsten danach gliedern, ob er in der dritten, in der zweiten oder in der ersten Person präsent ist.

a.) In der dritten Person gegeben ist der andere im *Kommentar*. Einerseits muß natürlich jeder Philosoph sich mit Vorläufern und Gegnern auseinandersetzen – schon Heraklit tut dies. Aber es ist doch ein großer Unterschied, ob das, wie bei ihm, beiläufig geschieht, ob die Auseinandersetzung mit den Vorgängern wie bei Aristoteles zwar ausführlich ist, aber doch nur die Funktion einer Einleitung in das eigentliche Studium der Sachfrage hat, oder ob im Kommentar die Sachdimension vor der Aufgabe der Auslegung des Klassikers zurücktritt. Letzteres kann nur in Spätzeiten wie der Spätantike oder der unseren erfolgen und setzt ursprünglich einen autoritativen Status des auszulegenden Autors voraus – wie etwa des Petrus Lombardus oder des Aristoteles im Mittelalter. Wo dieser Status nicht mehr angenommen wird, wie in einer nach-aufklärerischen Zeit wie der unseren, ist der Kommentar dazu verdammt, aus einer philosophischen eine rein philosophiehistorische Form zu werden. Denn sosehr etwa Proklos' Platonkommentare unseren hermeneutischen Kanons kaum gerecht werden, enthalten sie doch innovative philosophische Ideen. Wird es in einem rein philosophiehistorischen Betrieb Anathema, originelle Ideen zu haben, ja, auch nur die Wahrheitsfrage zu stellen, ist der Kommentar keine Form der eigentlichen Philosophie mehr.

---

<sup>13</sup> Monumental ist dazu G. Misch, *Geschichte der Autobiographie*, 4 in 8 Bden., Frankfurt (M.) 1949–1969. Mehrere Formen der Subjektivität in der Neuzeit behandelt: *Representations of the Self from the Renaissance to Romanticism*, hg. von P. Coleman, J. Lewis, J. Kowalik, Cambridge/New York 2000.

Vom Kommentar des autoritativ ausgelegten Klassikers ist die *kritische Analyse* zu unterscheiden, die, gekürzt, zur *Rezension* wird. Vorbildlich für jene sind sicher Leibniz' "Nouveaux essais sur l'entendement humain", die trotzdem nicht darüber hinwegtäuschen können, daß ein eigenständiger erkenntnistheoretischer Traktat eine philosophisch befriedigendere Leistung gewesen wäre, weil Leibniz seine eigenen Einsichten ohne Rücksichtnahme auf den vorgegebenen Gedankengang Lockes hätte entwickeln können. Manchmal, wie im Falle von Descartes' "Meditationes de prima philosophia", werden auf *Einwände* wiederum *Erwiderungen* verfaßt; manchmal auf *Pamphlete*, die sich von Einwänden durch die geringere Sachlichkeit, ja oft persönlichen Haß unterscheiden, sei es vom Angegriffenen, sei es von einem Dritten, *Apologien*, in denen man die synthetische Unterform des Kommentars (im weiteren Sinne des Wortes) sehen mag. Montesquieus Verteidigung des "Esprit des lois" ist wohl das gelungenste Beispiel dieses Subgenres, da Montesquieu in dritter Person über den Autor seines anonymen Hauptwerkes spricht und einen Ton distanzierter Ironie, ja gelassenen Amusements gegenüber seinen Kritikern zu bewahren vermag, die er eben dadurch der Lächerlichkeit preisgibt. Ist die Kritik zwar falsch, aber erhellend, mag der erste Autor wünschen, daß sein erstes Werk stets zusammen mit ihr und seiner Erwiderung publiziert werde – so wie das Anselm mit Gaunilos Kritik am "Proslogion" getan hat.

b.) Im Einwand und im Pamphlet wird der andere nicht nur diskutiert, er wird oft genug auch direkt angesprochen; und dasselbe gilt für Erwiderung und Apologie. Insofern bereiten sie den Weg zu jenen literarischen Formen, in denen der andere dadurch präsent ist, daß ständig an ihn appelliert wird. Die Urform dafür ist natürlich die *Rede*, deren sich auch Philosophen virtuos bedient haben. Fichtes "Reden an die deutsche Nation" genießen paradigmatischen Rang, weil hier Redner und Angeredete beide einem übergreifenden Wir angehören, das von einem bedrohenden kollektiven Anderen abgesetzt wird. Die Gefahr jeder Rede ist ihr Abgleiten in leeres Pathos, das der politischen insbesondere der stets verdummende, weil antiuniversalistische nationalistische Exzeß. Daß Platon in den "Menexenos" mit subtilster Ironie eine, wie Cicero (Or. 151) uns mitteilt, in Athen noch lange als patriotisch geltende Rede eingefügt hat, die in Wahrheit eine erbarmungslose Abrechnung mit dem attischen Imperialismus darstellt, ist eine seiner Meisterleistungen im Bereich der literarischen Formen der Philosophie. – Die religiöse Rede ist die *Predigt*, die akademische die *Vorlesung*. Allerdings kann letztere, wie in Hegels Vorlesungen, als literarische Form ganz erstarren; man merkt kaum, daß es sich etwa bei den "Vorlesungen über Ästhetik" nicht um einen Traktat handelt, sondern daß sie vor einem Kreis bestimmter Individuen vorgetragen wurden. Umgekehrt mag eine nie als Rede gehaltene Schrift sich der fiktiven Form der Rede bedienen, um den Leser stärker anzusprechen (in des Wortes doppelter Bedeutung). Ich erinnere an Schleiermachers "Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern". – Eine antike Form der philosophischen Rede, die Berührungspunkte mit dem Dialog hat, ist die *Diatribē*.

Während der angeredete andere in der Rede in der Regel plural ist, ist er in deren von Anfang an als schriftlich konzipiertem Pendant, dem *Brief*, nicht notwendig, aber doch meist, singular, also ein Du, nicht ein Ihr. Das erlaubt Formen der individuellen Bezugnahme, die an die Autobiographie erinnern, ja oft noch privater sein können, jedenfalls wenn nicht von Anfang an die Publikation der Briefe mitbedacht war. (Manchmal ist die Anrede eines Briefpartners freilich nicht viel mehr als das Äquivalent einer Widmung, wie zumindest in den späteren von Schillers "Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen", die als Fortsetzung der realen Dankesbriefe an Friedrich Christian von Augustenburg begannen.) Die Briefe eines bedeutenden Menschen, wie die Ciceros, legen zwar manchmal Schwächen offen, die besser unbekannt geblieben wären, aber wenn sie einem redlichen Bemühen entspringen, sich auf den Denkhorizont des anderen einzulassen, können sie zumindest die pädagogischen Bemühungen des Autors belegen, ja manchmal wirklich bei dem Verständnis seines Denkens helfen – ich denke an Spinozas und Leibniz' Briefe. Sind die Briefe fiktiv wie die "Lettres provinciales", ist der Ton naiver Unmittelbarkeit natürlich berechnet; der Kontrast zu dem Thema der Briefe, der Zersetzung der traditionellen Moral durch die jesuitische Kasuistik, könnte nicht schärfer sein und trägt zu der zuerst komischen, dann zunehmend aufwühlenden Wirkung des Werkes bei. In "Enten-Eller" sind die Briefe des Gerichtsrates, auf die abschließend eine Predigt folgt (das von Kierkegaard in seinen autonomen Schriften bevorzugte Genre), ein Ausbruch aus der verschlossenen Subjektivität des Tagebuches des Verführers; und es spricht für die schon erwähnte philosophische Unterlegenheit des späteren Werkes, daß in den "Stadier" das Tagebuch das letzte der benutzten Genres ist, also das höchste, das von dem religiösen Subjektivisten Kierkegaard sicher als dem anfänglichen Dialog überlegen empfunden wurde.

Der *Briefwechsel* ist wie der Austausch von Einwänden und Erwiderungen Manifestation einer realen Intersubjektivität – er hat zwei, manchmal auch mehrere Autoren. Das garantiert ihm eine Würde, die in jener Form wieder verlorenzugehen droht, die dennoch die komplexeste literarische Form der Philosophie ist, auch wenn in ihr die reale Intersubjektivität zu einer rein idealen Intersubjektivität wird und d.h.: von der schöpferischen Subjektivität des Autors verschluckt wird.

c.) Gemeint ist – was sonst? – der *philosophische Dialog*. Da ich mich anderswo ausführlicher zu ihm geäußert habe,<sup>14</sup> darf ich mich kurz fassen. Das Eigentümliche des philosophischen Dialoges, der sich bei Platon explizit als Erben des Dramas, sowohl der Tragödie als auch der Komödie, versteht, ist, daß der andere nicht Gegenstand von Kommentar und Analyse ist, auch nicht bloß angesprochen oder angeschrieben wird, sondern daß er selbst zu Wort kommt. Das tut der andere zwar in einem bestimmten Sinne auch in einem Kommentar, der

---

<sup>14</sup> Interpreting Philosophical Dialogues, in: Antike und Abendland 48 (2002), 69–90; deutsch in: V.H., Platon interpretieren, Paderborn 2004, 55–87. Grundlegend zum Thema bleibt: R.Hirzel, Der dialog – ein literarhistorischer versuch, 2 Bde., Leipzig 1895.



ausgiebig zitiert, aber erstens ist es innerhalb des literarischen Universums des Werkes der Kommentator, der die Stellen auswählt, und zweitens geht es in einem Kommentar um die Propositionen, nicht um die Sprechakte des anderen. In ihm ist der ursprüngliche Sprechakt das Zitieren des Kommentators, während im Dialog die Gesprächspartner in erster Person reden (dabei können Zitate durchaus vorkommen, aber eben als sekundäre Akte). Das erlaubt – zumindest auf den ersten Blick – eine Gegenwart des anderen, die in keiner anderen literarischen Form der Philosophie möglich ist. Hinzukommt, daß der Autor – zumindest wenn er nicht selber einer der Gesprächspartner ist oder im eigenen Namen ein Proömion verfaßt, wie das z.B. Aristoteles und Cicero tun – im Dialog nicht in erster Person redet. Das führt zu den bekannten Schwierigkeiten bei der Eruiierung der Autorintention und bedeutet u.a. – wiederum: auf den ersten Blick – eine Freiheit der anderen, die ihre Ansichten äußern können, ohne im Schatten einer manifesten Autorintention zu stehen.

Der philosophische Dialog kann auf verschiedene Weisen eingeteilt werden. In unserem formentheoretischen Zusammenhang ist folgende besonders wichtig. Es gibt direkte Dialoge, wo wie in einem Drama die Partner gleichsam nackt aufeinander prallen, es gibt indirekte, also berichtete Dialoge, wo wie in einem Roman ein Erzähler (der keineswegs identisch mit dem Autor oder auch nur dem Hauptgesprächsführer sein muß) über ein Gespräch berichtet, und es gibt Metadialoge, also Dialoge über ein früheres Gespräch. Ein bedeutender Vorzug des indirekten Dialoges und des Metadialoges besteht darin, daß das außersprachliche Gesprächsverhalten ausführlich geschildert werden kann. (Das in dieser Hinsicht eindrucksvollste Werk, Diderots "Le neveu de Rameau", ist in der Tat ein indirekter Dialog, wenn auch die Überleitungen in der Regel wegfallen, so daß der Anschein eines direkten Dialoges entsteht.) Der Metadialog ferner kann Hinweise zur Interpretation des ersten Dialoges geben – Winke, die freilich auch bewußt irreführend sein können, aber immerhin eine naheliegende, wenn auch vielleicht falsche Deutung vorführen.

Da ich anfangs kurz erklärt habe, daß m.E. die Ästhetik bei aller partiellen Autonomie die Bezugnahme zur Ethik nicht zu kappen vermag, will ich mit einigen Reflexionen zur ethischen Problematik des Dialogs meine Behandlung dieses Genres und damit meine Gesamterörterung der literarischen Formen der Philosophie abschließen. Im Dialog, so sagte ich, triumphiert die Intersubjektivität wie in keiner anderen der Formen der Philosophie. Und doch ist diese Aussage nur die halbe Wahrheit. Denn ein Dialog ist natürlich das Werk einer einzelnen Subjektivität, und insofern ist zwar nicht in dem von ihm konstituierten literarischen Universum, aber im Kunstwerk als solchen die Subjektivität das generierende Prinzip – so wie im Hegelschen System es die Subjektivität ist, die im absoluten Geist die Intersubjektivität zunehmend absorbiert. Einwände und Er widerungen oder ein Briefwechsel bringen dagegen eine reale Intersubjektivität

zum Ausdruck, die im Dialog nur vorgegaukelt wird.<sup>15</sup> Zwar mag der Autor des Dialogs bei der Integration der Positionen der anderen sich selbst wirklich übertroffen haben, ja sie sogar besser ausgedrückt haben, als ihre Verfechter es zu tun in der Lage gewesen wären. Aber der trügerische Schein bleibt, und er wird gefährlich, wenn der Autor – aufgrund seiner Ausdruckskraft so, daß es kaum ein Leser merkt – die Position der anderen verfälscht, ja sich einen philosophischen Pappkameraden aufbaut. Es ist in dieser Situation, daß man sich an jene aufgewühlte und aufwühlende Dichterkritik erinnert, die von Platon bis Tolstoj gerade die größten Künstler an der Kunst geübt haben, gerade weil sie deren aus der Lebenswelt und ihren konkreten Verantwortungen abführende Macht erfahren haben – daß die Kunst täusche. Man mag bei der Abfassung von Einwänden oder Briefen gegen moralische Pflichten der Rücksicht oder Fairness verstoßen – doch der reale andere wird sich in der Regel melden. Aber in der fiktiven Inter-subjektivität des philosophischen Dialoges ist die kreative Subjektivität absolute, d.h. von niemandem herausgeforderte und in die Schranken gewiesene Meisterin. Darin liegt moralisch die Gefahr schlechthin – die freilich nur die Kehrseite davon ist, daß ästhetisch geurteilt der philosophische Dialog der Gipfel der Kunst der Philosophie ist.

---

<sup>15</sup> Eine Synthese mag ein Briefwechsel sein, in dem zwei Briefpartner einander mit fiktiven Dialogen unterhalten. Eher als die entwicklungspsychologische Dimension begründet dies vielleicht den Reiz von N.K./V.Hösle, *Das Café der toten Philosophen*, München 1996.